

Wer Andern eine Grube gräbt!

Ein tragikomische Ironiegeschichte von Emma Reinhard. Es war in den ersten Tagen des März, als zwei vornehm gekleidete, ziemlich gleichaltrige Herren einem eleganten Landauer entstiegen, der vor dem Thore der berühmten Irrenanstalt zu Breitenfelde hielt. Der Eine, ein Jüngling mit offenem, freimüthigen Antlitz, verriet auf den ersten Blick den ehemaligen Corpsstudenten; der Andere, offenbar Ältere, gab sich offenbar Mühe, imponierend dreinzuschauen, obwohl ihm dieser Versuch nur mäßig gelang. Sein Gesicht war über und über mit Pockennarben bedeckt und deutete in seiner rothblauen Färbung auf einen Gewohnheitstrinker hin; auf tiefen, wasserblauen Schlipzügen zwinterten ausdruckslos zwischen diesen Feittpolstern hervor. Während der Aufsicht vom Bodweg, öffnete sich die schwere, eiserne Gitterthür der Irrenanstalt, und die beiden Anstömmlinge wurden vom Hüthler höflich in das Empfangszimmer des dirigirenden Arztes gewiesen. Der Herr Direktor ist augenblicklich beschäftigt, meldete entschuldigend ein Diener, der im Korridor, wie es schien, Wachtposten stand. „Wir haben hinreichend Zeit!“ lächelte der Jüngling. „Es ist höflich beiß hier, findest Du nicht?“ fuhr der Alte fort. „Wir können getrost unsere Mäntel ablegen.“ Theo gab durch ein Brummen sein Einverständnis zu erkennen, worauf ihm der Andere dienstfertig beim Ablegen seiner Winterhülle behilflich war. Dem aufmerksamsten Beobachter wäre es nicht entgangen, daß er beim Anhängen der Mäntel gewandt in die Manteltasche Theos hineingriff und darauf nicht minder gewandt ein Bündel Papiere in seiner eigenen Rocktasche verbergte. Aber Theo, der hörbar gähmend aus Fenster getreten war, hatte auf diesen feinsten Vorgang nicht weiter Acht gegeben. Nach einer minutenlangen Pause fragte er etwas schroff: „Du wirst also hoffentlich vernünftig sein, Fritz, und Dich fügen?“ „Es ist wohl am besten so,“ entgegnete wieder harmlos. Wieder erfolgte eine minutenlange Pause, die Vetter Fritz dazu benutzte, sich in auffälliger Art mit dem Schnupstuch die Stirn zu trocknen. „Nimm mir's nicht übel, Theo,“ sagte er endlich, „aber in diesem geheimen Käfig halte ich's nicht aus. Ich gehe hinab in den Garten.“ Theo runzelte die Stirn. „Ich werde Dich begleiten,“ meinte er kurz. Fritz lächelte. „Du denkst doch nicht etwa, ich brenne durch? Dann brauchst Du ja einfach dem Diener einen Wink mit dem Zaunpfahl zu geben. Komm!“ Und schon hatte er rasch seinen Mantel übergehängt und die Thür zum Korridor aufgeschrien. Theo ertheilte dem Diener den bündigen Auftrag, den Herrn im Mantel hindin in den Garten zu führen und scharf im Auge zu behalten, was dieser, an solche Aufträge gewohnt, auch versprach. Als er mit seinem Schutzhelmen den Korridor entlang schritt, sagte ihm Fritz plöblich heftig am Arme. „Führen Sie mich sofort zum Herrn Direktor!“ rante er ihm zu. Dieser, ein weißbärtiger Herr von hohem, schlankem Wuchse, stand bald darauf vor ihm und maß ihn mit durchdringendem Blick. „Nun?“ fragte der Arzt, als er Fritz gegenüber in einem Lehnstuhl saß. „Zunächst meine Legitimation!“ erwiderte der Gefragte, indem er eine Reihe von Dokumenten aus seiner Rocktasche zog. „Mein Name ist Theodor Ritter, Beruf Assessor, der leider die schmerzliche Aufgabe erfüllt, den eigenen unglücklichen Vetter Ihrer Anstalt zuzuführen. Mein Vetter, Fritz Ritter, leidet an hochgradiger Nervosität und zeitweiliger Verfolgungswahn. Wollen Sie sich gefälligst überzeugen: Hier das bezirksärztliche Gutachten über seinen Zustand.“ Der Arzt prüfte die vorgelegten Papiere sorgfältig und nickte beifällig. „Sehr gut,“ fuhr er dem Gegenüber leuchtend fort, „ist dieser beklagenswerthe Zustand meines Veters in ein neues Stadium getreten. Er bildet sich nämlich ein, nicht Fritz zu heißen, sondern Theo, wie man mich kürzlich beim Vornamen nennt — und Assessor zu sein, wie ich, obwohl er erst Referendar ist. Er lebt in dem Wahn, er begleite mich in's Irrenhaus — und nicht umgekehrt, wie es thatsächlich der Fall ist.“ Der Arzt lächelte verständnisvoll, während der bekümmerte Vetter eine Brieftasche öffnete, ihr einige Hundertmarktscheine entnahm und diese als erste Penfionsrate für den „unglücklichen Fritz“ deponirte. Der Herr Direktor quittirte zuvorkommend über das Geld und stand dann auf, um nunmehr, wie er sagte, den jungen Menschen persönlich zu sondiren. „Er ist im Empfangszimmer,“ bemerkte der Andere. „Es müßte aber vermieden werden, daß er mich nochmals sieht.“ „Keine Angst!“ sagte der Arzt. „Er führt den Herrn Assessor in seine Studierkammer, die neben dem Empfangszimmer lag, und diese behufs eines Schieber in der Wand, durch welchen man die Vorgänge nebenan, ohne selber gesehen zu werden, genau verfolgen konnte. „Ihr Vetter ist ein harter Trinker?“

fragte er, nachdem er ein Weichlein den kumpfmüthig zum Fenster Hinansstarrenden beobachtet hatte. „Er läuft umhüft,“ gab der wackere Assessor betäubt zur Antwort, „besonders Sect. Sie werden Ihre liebe Roth haben, ihm diese Unthaten abzugewöhnen.“ Wenn das gelingt, meinte der Direktor nachdenklich, ist wohl Hoffnung auf Heilung vorhanden.“ Der Herr Assessor schüttelte ihm gerührt die Hand. „Unsere ganze Familie wird aufathmen, Herr Direktor, wenn ich ihr diese tröstliche Hoffnung vermelden.“ Und er entfernte sich mit achtungsvollem Gehe. Das Thor der Irrenanstalt schloß sich gerade hinter ihm, als der Direktor seinen neuen Patienten begrüßte. Der Empfang ihn nicht sonderlich gnädig. In wenigen hochmüthigen Worten setzte er ihm den Zweck seines Kommens auseinander. „Und wo ist Ihr Vetter?“ fragte der Arzt ohne Empfindlichkeit. „Es war ihm zu heiß hier,“ spöttelte der Schlipzüngler ironisch. „Ich habe ihn daher unter der Odhut Ihres Dieners in den Garten geschickt.“ „Suchen wir ihn also dort auf,“ hat der Direktor und lud den angeblichen Herrn Assessor zum Anlegen des Mantels ein. Im Korridor blieb er indes vor einer eisenschlagenen Gitterthür stehen, an der eine Tafel mit den laloniischen Worten „Nummer zehn“ befestigt war. „Ich muß Sie erlauben, mir noch wenige Augenblicke Geduld zu schenken,“ wandte er sich an den Fremden, „öffnete die Thür und ließ ihn zuerst eintreten. Dann zog er sie leise hinter ihm zu und drehte von außen den Schlüssel herum. Eine halbe Stunde später meldete der Diener dem Chef, daß der neue Patient einen Höllenpökel vollführte. Der Chef begab sich infolgedessen nach Nummer zehn, nahm aber zwei handfeste Wärter mit. Während fuhr Theo sofort auf ihn los. „Denken Sie denn, Herr, ich habe meine kostbare Zeit gestohlen?“ schrie er ihn an. „Eine halbe Stunde mich eingeschlossen hier warten zu lassen; Ich glaube gar, Sie halten mich für verrückt!“ „Sie werden mich hoffentlich bald eines Besseren belehren,“ lautete die im mildesten Tone gegebene Antwort. „Inzwischen dürften Sie aber gut thun, sich allen meinen Anordnungen gehorham zu fügen.“ „Ich danke für Ihre samosen Anordnungen!“ brausete das arme Schlachtopfer auf. „Wollen Sie durchaus jemand einsperren, so sperren Sie meinen verrückten Vetter ein. Mitleidig lächelnd suchte der Arzt die Achseln. „Geben Sie doch endlich diesen verhängnisvollen Zutritt auf!“ sagte er in bedeutend strengerer Tonart. „Der wagen Sie etwa noch länger zu behaupten, daß Sie Theobald Ritter heißen? Er irrte hin bei dieser Frage so scharf, daß der angeblich Irre verwirrt den Blick senkte. „Natürlich heiße ich Theobald Ritter,“ flammelte er und fuhr mit der Hand in die Tasche seines Mantels. „Hier stecken ja meine sämtlichen Legitimationspapiere. Aber wo sind sie denn?“ unterbrach er sich plöblich und lehrte das Futter der leeren Tasche heraus. „Gestohlen!“ murmelte er verflört. Dann aber stürzte er mit geballter Faust auf den immer noch scharf ihn in's Auge fassenden Direktor zu. „Herr — geben Sie auf der Stelle mir die Papiere wieder!“ brüllte er in maßlosem Zorn. Im selben Moment unklammerten die Wärter mit eisernem Griff seine beiden Handgelenke. In ohnmächtiger Wuth mußte er es dulden, daß ihm die Zwangsjade angelegt wurde. Zwei Stunden lang tobte er seinen Grimm in Flüchen und Schimpfwoorten aus; dann fühlte er sich so matt und gebrochen, daß er um Gnade bat. Man bestreite ihn von der Jade und wilsfahrte seinem Wunische nach Speise und Tranf. Eine Flasche Wein wurde ihm aber beharrlich verweigert. Als er hinlänglich geküßt war, kam das Lächerliche seiner Lage ihm von Neuem schmerzhaft zum Bewußtsein. Wieder begann er zu lächeln und zu toben. Die Folge war, daß er als todmüthig zum zweiten Male in die Zwangsjade kam. Am andern Morgen wiederholten sich die Anfälle. Fünfmal, sechsmal beglückte man ihn daher mit eisernen Wasserstrahlen. Tags darauf weigerte er sich Nachsicht anzunehmen. Auch dieses heroische Mittel half ihm nur über vierundzwanzig trostlose Stunden hinweg. Nach dieser Galgenfrist wandte man mit Erfolg die Zwangsjüftung an. Am vierten Tage war seine Widerstandsfähigkeit dahin. Er ließ sich leiten wie ein Kind und zeigte sich jedem leisehem Wink gefügig. Der Direktor, der ihn am sechsten Tage besuchte, gab seine vollste Zufriedenheit kund. Am neunten Tage trat ein unerwartetes Ereigniß ein. Der Direktor erhielt einen Brief, dem eine weitere Epistel beigegeben war. Der Brief hatte folgenden Inhalt: „Verehrter Herr Direktor! — Gesten Montag erlaubte ich mir den kleinen Scherz, meinen Vetter Theobald, genannt Theo, Ihrer Anstalt zur Beobachtung und zweckmäßigen Behandlung zu überweisen. In Wahrheit sollte eigentlich ich, und nicht er, hinter vergitterten Fenstern sitzen. Ueber die

Gründe meines zwar grausamen, aber nicht schlechten Streiches läßt Sie die beiliegende Epistel auf, die Sie gefälligst meinem lebenswichtigen Vetter, der kerngesund und wirklich Affessor ist, umgehend übermitteln wollen. Mit besonderer Hochachtung Fritz Ritter.“ Besagte Epistel lautete wortgetreu: „Vieher Vetter Theo! Dank Deinen Wänteln und falschen Angaben willigte das Vormundschaftsgericht in meine zeitweilige Verlegung in's Irrenhaus; auch das bezirksärztliche Gutachten verdanke ich Deiner vetterlichen Betriebsamkeit. Hoffentlich hat die süße Rache, die ich nahm, Dich für immer von meiner vollen Zurechnungsfähigkeit überführt. Sollte dies nicht der Fall sein, so wird mein Herr Rechtsanwalt liebvoll dafür sorgen, daß Du in Zukunft vor ähnlichen Mißgriffen in der Wahl Deiner Mittel dauernd bewahrt bleibst. Möge der unfreiwillige Aufenthalt in Breitenfelde keinen beikamen Einfluß auf Dein vetterliches Gemüth nicht verheißt haben und mögest Du, wenn die goldene Freiheit Dir wieder läßt, nicht nochmals die bittere Lehre des schönen Sprichworts: „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“, praktisch zu erproben brauchen. Dies wünscht Dir von Herzen: Dein treuer Fritz.“ „Ich habe natürlich, Herr Assessor,“ ließ sich der Direktor vernehmen, als Theo mit einem Seufzer der Erleichterung die bedeutsamen Schriftstücke zur Seite schob. „Ihre sofortige Entlassung verweigert.“ Und mit hochhaftem Schmunzeln setzte er hinzu: „Wenn Sie wieder mal einen Kandidaten für's Irrenhaus haben, so darf ich doch unbedingt auf gültige Empfehlung rechnen? Ich beile die Kranken zwar streng, aber sicher. Das wissen Sie ja aus eigener Erfahrung.“ Weider wurden die Hoffnungen des braven Herrn Doktors schände enttäuscht. Vetter Theobald, genannt Theo, hat seine Anstalt nirgends empfohlen! Pech. Aus dem Berliner Leben von J. Knopf. Vor dem Schaufenster eines Juwelersladens, dessen Inhaber durch seinen schmutzigen Geiz und seine Habgier bekräftigt ist, steht ein anständig gekleideter Herr, anscheinend ein Gutsbesitzer aus der Provinz. Den Regensturm nachlässig unter dem Arme haltend, steht er da, versunken in den Anblick aller der blisenden und funkelnden Herrlichkeiten. Er scheint sich ein Geschmeide für seine Frau ausfinden zu wollen. Erwartungsvoll beobachtet ihn der Juwelier. Da rennt ein Spaziergänger im Sturmschritt vorbei, stößt heftig an den Regensturm des Gutsbesitzers, und mit einem Ruck fährt die Spitze des Schirmes in die Fensterscheibe, die klirrend zerbricht. Starr vor Schreck steht der Arme da, und ehe er sich von seinem Entsetzen erholen kann, ist der Schuldige über alle Berge. Auch der Schirmträger will sich schleunigst entfernen, aber da stürzt schon der Juwelier aus dem Laden, hält ihn fest und zerrt ihn zu sich herein. „Mein Herr,“ brüllt er ihn an, „die Scheibe, welche Sie soeben zerbrochen haben, kostet 110 Mark. Sie werden die Güte haben, diese Summe zu bezahlen.“ In Wahrheit kostete die Scheibe nur 90 Mark, und da sie verfrachtet ist, würde der Ladenbesitzer überhaupt keinen Schaden haben. Aber der Dorpagon, dessen Geschäft seit einiger Zeit schlecht geht, hofft auf diese Weise einen Gewinn von dem unwissenden Provinzialen heraus zu kämiden. Dieser ist bleich vor Angst. Er behauptet seine Unschuld und sträubt sich hartnäckig, die Scheibe zu bezahlen. Einen unbewachten Moment benutzend, versucht er sogar, zu entfliehen. In dem Augenblick, daß er sich umgedreht, daß es ihm nicht gelingt. Nun wird der Juwelier, der frohlodend sieht, daß er es wirklich mit einem Dummen zu thun hat, dringender, unerschämter und schreit ihn an: „Wenn Sie mir nicht auf der Stelle das Geld bezahlen, schide ich sofort zur Polizei!“ Polizei! Wie es scheint ein ominöses Wort für einen Gutsbesitzer aus der Provinz, denn er zuckt jäh zusammen. Dann giebt er seine Worte. „Schuldig Mark!“ bittet er. Der Juwelier verneint. „Achzig Mark!“ „Der Juwelier bleibt unerbittlich. Nun zählt der Fremde feinzündig zwei funkelnelagene, blaue Hundertmarktscheine auf, welche der Juwelier schmunzelnd einfrachtet. Ein gutes Geschäft denkt er bei sich. „Ich wünschte mir alle Tage solche zerbrochene Schaufensterscheibe.“ Er giebt neunzig Mark heraus, und der Fremde verläßt schnell den Laden. Am Abend will sich der Juwelier des leichten Verdienstes erfreuen. Er geht in eins der feinsten Restaurants und läßt sich ein splendides Champagner-Souper auftragen. — Lange schon hat es ihm nicht so gut geschmeckt, wie heute. Endlich will er aufbrechen, in stiller Stimmung. Dem Kellner giebt er zum Wechseln einen der blauen Scheine von heute Vormittag. Der Herr Oberkellner betrachtete den Hundertler prüfend. Nach einer Weile kommt er mit dem Wirth, zu dem er flugs geeilt ist, zurück. Der geschmeidige Wirth juch debauerend die Achseln.

„Der Schein ist gefällig!“ erklärte er endlich. Entsetzt schnellt der Juwelier auf. „Ja — ja!“ „Ja, falsch!“ verlegt der Restaurateur lähl. „Und dieser Hundertmarktschein?“ Mit zitternden Händen zieht der Betrogene den zweiten Schein aus der Tasche. Der Wirth prüft ihn aufmerksam. „Auch falsch!“ meint er endlich. „Allerdings brillant nachgemacht. Haben Sie vielleicht noch mehr der Sorte?“ Der Juwelier ist sprachlos. Da kommt ein ihm bekannter Criminal-Commissär, der am Redentisch gesessen, zu ihm heran. Ihm erzählt der Unglückliche die Geschichte. Mitleidvoll drückt ihm der Commissär die Hand. „Mein aufrichtiges Beileid! Sie sind geliebt worden. Der Mann mit dem Regensturm und der darüberfahrende Passant werden sich schon in den Raub getheilt haben und sich vielleicht gerade in diesem Augenblick in's Häußchen lachen. Es ist übrigens der neueste Trick, und Sie sind nicht der Einzige, der reingesallen ist.“ Zerschmettert wandte der betrogene Betrüger nach Hause. Gegen Hundertmarktscheine und Männer, die wie Gutsbesitzer aussehen, soll er besonders mißtrauisch geworden sein. Zur Geschichte der Trommel. Der Pariser „Gaulois“ veröffentlicht einen interessanten Abriss der Geschichte der Trommel und der Regimentstambours. Von der Trommel ist schon bei den Griechen in einer Pythie an Ghele die Rede. Die Hebräer und die Griechen schienen der Trommel ähnliche Instrumente gehabt zu haben. In der französischen Armee wird die Trommel zum ersten Male unter Franz I. erwähnt. Es gab deren vier für je tausend Mann und einen „ersten Tambour“ für die ganze Armee. Du Bellay spricht im Jahre 1549 vom „tambour maïor“, der „bei dem Obersten sich befinden muß, um plöblich seinen Willen zu schreiben“. Aber erst im Jahre 1651 erscheint der Regimentstambour in den Listen des Heeres mit einem höheren Grade als die Soldaten, und im Jahre 1775 wurden ihm Hoboisten und Klarinetisten untergeordnet. Später nannte man ihn „Tambour-Oberst“ und auch „Tambour-Generäl“ und man machte aus ihm einen „bas officier“ gleich dem Sergeanten. Im Jahre 1790 wurde die Ernennung des Regimentstambours dem Obersten überlassen, und von da an begann man ihn herauszufahren und aus den schönsten Männern zu wählen. Unter dem Kaiserthum und dem Kaiserreich war die Uniform des Regimentstambours von außerordentlicher Pracht. 1811 wurde der Luxus etwas geringer, ging aber unter der Restauration wieder sehr in die Höhe. Schließlich wurde 1831 die Ausstattung des Regimentstambours militärisch regulirt, man ließ aber noch große Ausgaben zu: so wurde der Regen allein auf 160 francs veranschlagt. Der trodelgeschmückte Stab war anfangs ein einfacher Stod zu Züchtigungszwecken und wurde erst in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts ein Kommandostab. Heute hat der Regimentstambour nur noch den Rang eines Sergeanten, während er vordem den eines Sergeant-Majors innegehabt. Städtisches Mißverständnis. In der Wiener Hofburg fand im Herbst 1765 ein Ball statt, und Joseph der Zweite, vor Kurzem zum römischen Könige gekrönt, beehrte bald diesen, bald jenen mit einer keuslichen Ansprache. Auch vor dem Grafen v. B. blieb er stehen, sagte ihm einige Worte und ging dann weiter. Der Graf war erst vor Freude erstarrt, dann aber bläb geworden. Sei es, daß der Kaiser unbedacht gesprochen hatte, sei es, daß die Musik zu laut gewesen war, er hatte von der Anrede des Kaisers nichts verstanden als die Worte „Familie“ und „Glend“. Aber gerade diese Worte fielen ihm schwer aufs Herz, denn erst vor wenigen Stunden hatte er seinem Gutsverwalter den Auftrag gegeben, eine Pächtersfamilie, die ihren rückständigen Zins nicht zahlen konnte, von Haus und Hof zu jagen. Ohne Zweifel hatte der Kaiser davon gehört und ihm bedeutet, die Familie nicht ins Glend zu schießen. Hatte der Mensch doch erst unlängst seinem Adel in einem besonderen Erlaß Milde gegen die Bauern empfohlen. Graf v. B. beüllte sich denn auch, sofort seinen Verwalter anzurufen, dem Pächter die rückständige Schuld zu erlassen und ihm seinen Hof wieder zurückzugeben. Einige Wochen später traf er mit dem Baron v. M. zusammen, der ihm fragte, ob er bereits etwas zur Besserung seiner Gesundheit gethan habe. „Weßhalb?“ erwiderte der Graf, „ich fühle mich vollständig wohl.“ „Ich dachte nur, weil der Kaiser damals auf dem Hofball zu Ihnen sagte —“ „Wie, Sie haben es gehört? Was sagte er denn?“ „Ich stand ja neben Ihnen. Seine Majestät sagte: „Wie geht es Ihrer Familie, Graf? Sie sehen etwas elend aus.“ Der Graf soll nach dieser Aufklärung kein sehr geistreiches Gesicht gemacht haben. Die weiße Chokolade. Aus der industriellen Laufbahn des bekannten Chokoladefabrikanten Menier

erzählt man sich folgende Anekdote. Einmal wurde in der Fabrik von Menier die Entdeckung gemacht, daß eine große Menge Chokolade, die schon längere Zeit des Ablasses harzte, weiß geworden war. Menier wurde davon unterrichtet, und er brachte sich den Kopf, wie er einem Schaden von mindestens drei- bis viermalhunderttausend Franken vorbeugen sollte, fand aber nichts. Da meldete sich einer seiner Leute mit einem Vorschlage, für den er aber, falls er befolgt werden sollte, im voraus fünfzigtausend Franken verlangte. Nach einigem Nachdenken ging Menier darauf ein. „Sehen Sie,“ sagte der Mann, „auf Ihre Plakate nach die Worte: die Chokolade Menier ist die einzige, welche durch Altern weiß wird.“ Menier befolgte den Rath und hatte es nicht zu bereuen; die Nachfrage nach der „weißen Chokolade“ war ungeheuer, und es giebt in Frankreich jetzt noch Leute genug, welche ein besonderes Gewicht darauf legen, daß die Chokolade Menier, wenn man sie zerbricht, an den Bruchstellen weißlich erscheint. Von der Pracht im Palast des Czaren. Ein englischer Reisender, dem es vor Kurzem gestattet wurde, die Czaren-Paläste zu besichtigen, entwirft in einer Zeitschrift eine begeisterte Schilderung der Pracht, die sich ihm geboten hat. Selbst wenn man mit reichster Einbildungskraft begabt ist — meint er —, kann man sich kaum eine Vorstellung davon machen, mit welchem Glanz und welchem Luxus ein russischer Herrscher umgeben ist. Stühle und Tische aus massivem Silber, Thronessel aus Eisenblech, mit Brillanten und Saphiren überreich verziert, ganze Wände aus Bernstein, Fußböden aus Perlmutter — dies alles findet man, so märchenhaft es auch klingen mag, im Palast des Czaren. Im Kremli in Moskau kann man nicht nur zahllose Kronen und Scepter bewundern, die von Diamanten strotzen, sondern sogar die Geschirre der Staatskarossen, die Sättel und Steigbügel sind mit Edelsteinen bedekt. Dort sieht man Hunderte von kostbaren Schwertern, Dolchen und andern Waffen, die buchstäblich mit Perlen, Rubinen und Türkisen überlat sind. Seltene Zapeten, wunderbares Porzellan von Sedres und Japan, herrliche Gemmen aus Asten, unbezahlbare antike Manuscripte und juwelengeschmückte Buchdecken — dies sind nur wenige der Gegenstände, die in den zwölf Palästen des Czaren mit echt kaiserlicher Verschwendung umhergestreut sind. Der Bumerang. Die den Eingeborenen Australiens eigenthümliche Waffe hat den Gelehrten schon oft ein Räthsel aufgegeben, das immer noch nicht richtig gelöst ist. Er besteht aus einem Stück geschöpften Holzes etwa in Gestalt eines Halbmonds, ist 30 bis 40 englische Zoll lang und an beiden Enden zugespitzt. Seine Benutzung ist ebenso eigenartig wie die Waffe selbst. Verlangt man von einem Australiener, ihm so zu schleudern, daß er wieder zu seinen Füßen niederfällt, und sofort fliegt der Bumerang etwa 100 Fuß weit und 3 bis 5 Fuß über der Erde hin, worauf er sich 100 bis 160 Fuß hoch erhebt, einen Bogen beschreibt und schließlich vor den Füßen des Schleudrers zur Erde fällt. Während des Fluges dreht er sich, wie auf einem Zapfen, mit rasender Schnelligkeit und pfeifendem Geräusch um sich selbst. Es ist wunderbar, daß ein barbarisches Volk eine so eigenthümliche Waffe erfunden hat, die alle bekannten Gesetze der Bewegung der Körper umzustößen scheint. Für einen Europäer ist der Versuch, den Bumerang nach irgend einem Gegenstande zu schleudern, sehr gefährlich, da die Waffe bei der Rückkehr ihn leicht selbst verletzen kann. In der Hand des Eingeborenen ist sie um so fürchterlicher, weil dieser damit buchstäblich... um die Erde schießen kann. Die „geborene“ Königin. In einem Aufsatz über „Royalties“ in der internationalen Monatschrift „Cosmopolis“ erzählt Max Müller: „Ich war sehr erkaunt über die Beobachtungsgabe eines meiner französischen Freunde bei Gelegenheit des Erdensieges der Königin Victoria und der Kaiserin Eugenie in der großen Lage der Batifer Oper. Ein ungeheurer Beifallssturm erhob sich. Der Franzose wandte sich zu mir mit den Worten: „Beachten Sie doch den Unterschied zwischen dem Verhalten der beiden Herrscherinnen.“ Sie hatten sich Beide dautend beneigt und nahmen nun Platz. „Haben Sie nicht bemerkt, daß Eugenie sich umschab, ob ein Sessel daheist, ehe sie sich setzte. Aber Ihre Königin, eine geborene Königin, setzte sich nieder, ohne sich umzusehen. Sie wußte, ein Sessel mußte daheist, so sicher, als sie Königin von England war.“ Der musikalische Hund. Ein fahrender „Künstler“ hatte leghin einen Hundekurs in einer kleinen Gemeinde des französischen Südens aufgestellt. Mitten in der Vorstellung ward eine neue Sensationsnummer angekündigt. „Agor“, sein kleiner Lieblingshund, sollte auf dem Klavier spielen. Das geübte Thier sprang auf einen kleinen Schemel und begann die

„Marzellasse“. Plöblich erhob sich aus der ländlichen Zubereiterschaft ein Spökmager und rief mit lauter Stimme: „Rag! Rag! Rag! das Rag!“ „Agor“ machte einen Satz und verschwand. Aber welche Liebererfahrung! Das Klavier spielte ganz allein fort... Es war ein mechanisches Piano. Der poetische Greis. Herr: „Himmel, wie kahl bin ich geworden! Diese Platte ist das Grab meiner Jugend!“ Greiser: „Begleichen Sie es mit meiner Haartinktur — und es wird bald Gras darüber gewachsen sein!“ Fortschritt. Sag!, lieber Freund, ist Deine Frau noch immer so schön?“ Herr: „Allmählich tritt sie etwas mehr aus sich heraus! Jetzt sagt sie schon: Unserer Schulden!“ Der Sohn eines modernen Malers. Vetter: „Nun sage mir einige einfache Sätze!“ Schüler: „Die Luft ist grün. Der Baum ist roth. Der See ist gelb.“ Vetter: „Wo hast Du denn diesen Unsinn her? Wo hast Du das jemals gesehen?“ Schüler: „Auf den Bildern meines Vaters!“ Hyperbel. Studiosus Pumpmeier: „Jetzt weiß ich von Gläubigern bald nicht mehr ein noch aus. Ich glaub', wenn ich in einen Abar und Kürz'le, ist unten bereits ein — Gläubiger!“ Schrecklich. A.: „Was, Sie waren in München und haben dort kein Bier getrunken?! Erlauben Sie mir, das ich ja gerade so, wie Neapel sehen und dann nicht sterben!“ Unfrischig. „Also, lieber Kesse, wenn Du das Gramen bestellst, schenke ich Dir 100 Mark!“ „Aber, Onkel, mach' Einem doch den Durchfall nicht gar so schwer!“ Verlockend. Schlächtermeister: „Fünfundsechzig Pfennig werd' ich für das Papier zahlen.“ Dichter: „Geben Sie eine Mark! Es ist nämlich ein Schauspiel, das Sie derselben gleichzeitig das Aufführungskreis!“ Unsere Dienftboten. Frau (zur Köchin, die seit einigen Tagen im Dienste ist): „Sie sagten, Sie heißen Marie und nun finde ich in Ihrem Dienftbuch, daß Sie eigentlich Kathi heißen?“ Köchin: „Ja, gnädige Frau, Marie ist mein Pseudonym!“ Nähergalerie. Stroch (im Walde eine junge Dame betaubend): „Mein Fräulein, darf ich Sie beschützen, daß an einem so reizenden Händchen ein Brillantring gänzlich überflüssig ist?“ Aufopfernd. „... Die Pracht Ihres Herrn Coufins will sich wohl immer noch nicht recht machen?“ „Vieher! Wir in der Verwandtschaft thun natürlich alles Mögliche — aber, mein Gott, immer kann man doch auch nicht krank sein!“ Malice. Dame: „Nun, interessiert sich denn Ihr Freund immer noch so sehr für Fräulein Adele Mayer?“ Herr: „I bewahre, er hat sie ja längst geheirathet.“ Galgenhumor. Commis: „Was wünschen der Herr Professor für einen Schirm?“ Professor: „Einen zum Stehenlassen!“ Variante. Es kann der Beste nicht in Freuden leben, Wenn ein ihm fehlt: das liebe Geld. Druckfehler. Die junge Dame betrachtete mit heißen Blicken den Mond (Mund) ihres Geliebten. Erkennt. Angeklagter (der loben von der Anklage des Diebstahls freigesprochen wurde): „Herr Rechtsanwalt, wie kann ich Ihnen für Ihre Bemühungen danken?“ Anwalt: „Sehr einfach, stellen Sie nur nicht bei mir.“ Wie das Volk spricht. „Das ist der schönste Abschnitt meines Lebens,“ sagte Studiosus Klamm, da schnitt er den Coupon einer ihm eben durch den Gelbbriefträger zugeflickten auf vierhundert Mark lautenden Postanweisung ab. Moderne Dienftboten. Erstes Dienftmädchen: „Was ist denn das für eine Familie, bei der Du jetzt dienst?“ Zweites Dienftmädchen: „Ach, mit den Leuten ist nicht viel los; von den Köchinnen fährt nicht einmal eine Byttle.“